

Die Frau der Gesellschaft

Autor(en): **Wolfgang, Otto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1956-2007]**

Band (Jahr): **60 (1977)**

Heft 12

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-412444>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Frau in der Gesellschaft

Religionsfanatiker behaupten, ihre Religion wäre der unfehlbare Grundstock für ein moralisches Leben, als ob die Moralansichten von früheren Gesellschaftsformen noch für den Westen von heute gelten könnten.

1. Es gibt keine absolute Moral

Wir lächeln heute über Grossmutter Badekostüm; noch vor dem letzten Krieg fand man bei Mädchen kurze Hosen («hot pants») und Bikinis «unschicklich» und es konnte zu Polizeistrafen führen. Unsere Ansichten über Sittlichkeit, Anstand, Moral und die Stellung der Frau sind Produkte der gesellschaftlichen Entwicklung und ändern sich mit ihnen. Schon Dr. Schweitzer erklärte, warum in gewissen Gegenden der Mann mehrere Frauen braucht, die wie Packesel beladen hinter ihm hertraben, während er unbeschwert reitet; es ist ein Gebot natürlicher Arbeitsteilung in Gegenden, wo man jeden Augenblick auf Ueberfälle durch Tiere oder Räuber zu rechnen hat und der Mann die Waffe bereithalten muss.

Es gibt keine «absolute» Moral für Menschen im Dschungel und in unseren Grossstädten, für das Leben im Industriezeitalter und jenes in der Sklavenwirtschaft, als die religiösen Bücher niedergeschrieben wurden. So wie man nicht Menschen zerschneidet, damit sie in besondere Kleider passen, gibt es keine festgelegte Moral für Wesen in allen Zonen und Zeiten. Es gab Zeiten, da die Frau bloss Pflichten, keine Rechte hatte und mehr oder weniger zum Besitz des Mannes gehörte.

2. Was ist «Ehe»?

Auf diese Frage dürften die meisten antworten, dass sie mit Sexualität zu tun hätte; doch Kant (Metaphysik der Sitten, Bd I) definiert die Ehe als eine Verbindung zweier Personen verschiedenen Geschlechts zum lebenslangen «wechselseitigen Besitz ihrer Geschlechtseigenschaften».

Nun, die Vorstellung von «lebenslang» (obgleich unser Wort «Ehe» mit «ewig» zusammenhängt) können wir heute als Uebertreibung abtun. «Geschlechtsbetätigung» ist ein Naturbedürfnis, das nicht immer und nur in der Ehe befriedigt werden kann.

Das englische Wort für Ehe — «wedding» — gibt hier mehr Aufschluss, denn es geht über gotisch VADI, ga-

wadjon, Althochdeutsch wetton = Verpflichtung, französisch gage (vgl. engagieren). Verpflichtungen aber sind gesellschaftliche Bindungen zwischen Individuen, sie können Einzelnen oder der Gesamtheit gegenüber eingegangen werden. Legale Verpflichtungen kann man aber offensichtlich erst dann eingehen, wenn es etwas gibt, worüber man rechtlich eine Bindung eingehen kann und dieser Zustand existiert nicht vor dem Bestand von Privateigentum. Das Wesen der Ehe ist also: sicherzustellen, dass das Eigentum der Familie rechtlich erhalten und weitervererbt wird. Gesetze sind nicht erfunden, sondern gefunden als notwendig. Bei Kollektivinteressen und Gemeinbesitz war ein Gebot wie «Du sollst nicht stehlen» undenkbar; damit beginnt erst Beschränkung und Gesetzlichkeit.

Im Stadium der Wildheit gibt es noch keine zielstrebige Erzeugung von Nahrung, noch keine richtige Teilung der Arbeit, daher auch keine Individualität; ohne individuelles Bewusstsein gibt es keine Persönlichkeit. Erzeugung von Werkzeugen, Waffen und sogar Kunstgegenständen sind gemäss Ueberlieferung.

Kinder waren in der Urhorde Gemeinbesitz, niemand kümmerte sich um einen leiblichen Vater; der Totem ist der Vater aller. Zusammenhang zwischen Kind und einer bestimmten Mutter ist allerdings augenfällig, ihr Bruder übernimmt Vaterstatt. Das Lallwort DAD für Vater bezeichnet im Russischen (djadja) noch den Onkel. In allen Mythologien ist die Schwester die Gesponsin des Göttervaters, sie war ihm bei der ersten Klassenteilung ebenbürtig, und im Altägyptischen steht Schwester noch für «Geliebte»; es brauchte allerdings nicht wörtlich genommen zu werden, da alle Gentilgenossen Brüder und Schwestern (bzw. Vater und Mütter der jüngeren Generation) waren. Sie alle hatten magische Blutsbande mit dem Totem und diese Beziehungen mussten durch rituelle Maskentänze und sakrales Mahl des Totemtiers zu gewissen Anlässen (Kommunion, Abendmahl) immer erneuert werden.

Die ersten Verbindungen als Vorstufe der Ehe erfolgten innerhalb der Stammesgemeinschaft (Totemgruppe) und wird Endogamie genannt. Mit dem

Anwachsen der Gemeinschaft kam es zu Aufspaltungen, Stammesföderationen und «Heiratsgruppen», welche dem Einzelnen nur streng beschränkte Auswahlmöglichkeit erlaubten. Wer durch Adoption in einen Stamm aufgenommen worden war, wurde ein volles Mitglied, was auch immer seine Herkunft gewesen sein mag; die Rassenfanatiker sind also reichlich zu spät gekommen.

Die erste Teilung der Arbeit erfolgte durch Spezialisierung der Geschlechter: Männer und Frauen waren jetzt Gruppen mit unterschiedlichen Kollektivaufgaben (z. B. Kanugemeinschaften, Fischer, Jäger, Krieger, während die Frauen die Pflanzungen, Kinder, Nahrungszubereitung innehaben). Demgemäss erfolgte auch der Austausch nicht individuell, sondern gruppenweise.

In der Barbarei, in der es also schon Anfänge von Nahrungsproduktion gab, schlug die ursprüngliche Endogamie in ihr Gegenteil (Antithese), die sogenannte Exogamie um, wonach man **ausserhalb** des Stammes den Ehepartner finden musste, denn da zwischen Totem und seinen Mitgliedern ein magisches Band angenommen wurde, musste sich alles, was dem einen zustoßte (also z. B. Tötung des Totemtieres) auf alle Mitglieder der Totemgruppe erstrecken. Meist geht die Frau in den Stamm des Mannes, die Kinder wieder zurück in den Stamm der Mutter (bzw. des Onkels).

Die Frau, die praktisch gefunden hatte, dass verstreute Samenkörner sprossen, hat damit die Ernährung gesichert, mehr als durch die Jagd u. Fischerei des Mannes; sie erreicht damit gesellschaftlich eine wichtigere Stellung, die man früher als «Mutterrecht» bezeichnet hat — ein irreführender Ausdruck, da es noch keine Klassen gibt. Heute bezeichnet man es als «materilinäre» Gesellschaft, in der Abstammung von der Mutter gerechnet wird. Sie ist am besten ausgeprägt in der altägyptischen Gesellschaft, in der die Frau als Herrin des Hauses (nebt per) keinerlei Beschränkungen unterlag; sie ging aus, wann sie wollte, selbst zu Gelagen, während der Mann allenfalls einkaufen ging; eine neue Dynastie konnte nur gegründet werden, wenn der neue Pharao die Tochter oder Witwe des Vorgängers heiratete. Noch der junge Dänenkönig Knut heiratet die weit ältere Emma von

Normandie, die Witwe König Ethelreds und Edbald, Herrscher von Kent, heiratete nach dem Tod seines Vaters sogar seine Stiefmutter.

Die durch die Frau hervorgerufene neusteinzeitliche Revolution führte zu einer gewissen Bindung an die Scholle — also Sesshaftigkeit, Verfall der Totemvorstellung und Ersetzung durch Stammesgötter mit einer Muttergöttin an der Spitze. Solange noch kollektiv gewirtschaftet wird, wird auch kollektiv verzehrt mit gemeinsamem Einbringen und Speichern der Ernte. Auch nachdem die Behausungen (zuerst war das Langhaus für alle) schon gesondert waren, erhielt sich eine zeitlang noch der Brauch, dass jeder, der Hunger hatte, ins erstbeste Haus gehen konnte um sich zu sättigen, ohne dass es als Diebstahl betrachtet wurde. Man nahm auch auf Reisen keine Nahrung mit und das Gastrecht — dessen Gegenseitigkeit Reisen erst ermöglichte — war naturgemäss sakrosankt.

Das gemeinsame Essen hat sich bis heute in festlichen Gemeinschaftsmahlen erhalten. Beim kriegerischsten Stamm der Hellenen, den Spartanern, erhielt sich das «Mutterrecht» bis in eine Zeit, da im übrigen Griechenland bereits «Vaterrecht» bestand und die Stellung der Frau schon sehr gesunken war. Die Spartaner kämpften in Messformationen (Sissitia), die in Kreta «Hetairiai» = Freundeskreis hiessen.*)

In Sparta gingen die Mädchen ebenso wie die Jünglinge in Prozessionen nackt; Junggesellen waren verpönt und wenn eine Ehe kinderlos blieb, konnte sich der Gatte durch einen Freund vertreten lassen, weil Kinder noch den wesentlichen Reichtum der Gemeinschaft bedeuteten.

Das änderte sich, als der Mann durch Züchtung von Haustieren wieder im Nahrungserwerb die Oberhand erhielt. Erst als es möglich wurde, mit Metallwerkzeugen und mit Zugtieren den Boden zu pflügen und Neuland zu roden, konnte Surplusnahrung erzeugt werden. Die Männer erlangten nun das gesellschaftliche Vorrecht und Sklaven konnten am Leben bleiben. Unter der Peitsche des Sklavenhalters entstand die Zivilisation mit ihrem Vaterrecht. Der Besitz einer Frau bedeutete nur mehr zusätzliche Arbeit und wo man keine Sklavenarbeit hat, muss der Mann dem Brautvater die Toch-

ter abkaufen; wo sie aber mehr eine Bürde in finanzieller Hinsicht ist, muss sie eine Mitgift mitbringen.

«Die Missionare kämpfen mit allen Mitteln gegen die Polygamie», schreibt Albert Schweitzer in «Zwischen Wasser und Urwald». Aber «wo die Menschen in Bambushütten hausen und die Gesellschaft noch nicht so organisiert ist, dass eine Frau ihr Leben durch selbständige Arbeit verdienen kann, ist für die unverheiratete Frau kein Platz.» Will man nicht, dass Mädchen ausgesetzt werden, muss es Eheversorgung für mehrere Frauen geben. Auch gibt es im Urwald keine Milchkühe oder -ziegen, Kinder müssen also länger gesäugt werden; unterdessen hat der Mann andere Frauen, denn die Mutter muss drei Jahre lang nur für das Kind leben. Und «noch eins: es gibt bei den Naturvölkern keine unversorgten Witwen und keine verlassenen Waisen», der nächste Verwandte muss also Frau und Kinder übernehmen.**

In der naturwüchsigen Gesellschaft bedeuteten Kinder zusätzliche Arbeits-

kraft, daher dekretierten alle Religionen, dass kein Fötus verlorengehe. Die «Heiden» erblickten im Sinnesrausch den Gottbeweis (Enthusiasmus ist wörtlich, den «Gott-in-sich» haben); der Monotheismus heiligt die Sexualnot und verdammt die Geschlechtsbetätigung, aber fordert das Indieweltsetzen von unerwünschten Kindern, für die in der Welt kein Tisch gedeckt ist. Otto Wolfgang

*) Hetaere wurde im übrigen Hellas mit Dirne (pornê) gleichgesetzt; ebenso wurde Parasit ein Peiorativ, denn es kommt von «parasitês» = Tischgemeinschaft, d. h. einer, der mit andern isst, galt jetzt als einer, der von anderen isst. Der Kamerad ist jemand, mit dem man die Kammer, das Schlafgemach (lt. camera) teilt, der Kumpan, Kumpel = der Brotgenosse, (lt. cumpanis), ihre Gemeinschaft heisst noch die «Kompanie». Matrose ist verballhornt aus Althochdeutsch mazgenôz = Messgenosse.

**) «Eine Negerin ist nicht gern die einzige Gattin, weil ihr dann die Unterhaltung der Pflanzung, die Sache der Frau ist, allein zufällt ... (dies) ist sehr mühevoll, weil sie gewöhnlich weit vom Dorfe an irgendeiner versteckten Stelle angelegt (wird)».

Paulus - der Stifter des Christentums

Schluss

Der grundsätzliche Widerspruch

Der Freidenker ist frei **von** Vorurteilen und frei **für** wesentliche Werte. Die Religion ist ein wesentlicher Wert, vermengt mit Vorurteilen = Aberglauben. Wir müssen also unterscheiden.

In ihren Religionen bezieht sich die Menschheit zurück (re-ligio = Rückbeziehung) auf das ewige, allumfassende Sein, das der Vielfalt seiner Erscheinungsweisen zugrunde liegt (Seinsgrund). Das absolute Sein in all seinen Erscheinungsweisen wird unbedingt bejaht. Es heisst «göttlich» oder «heilig», weil es nicht anders als gut sein kann. So formuliert Marc Aurel: «Aus dir ist alles, auf dich zu ist alles.» Das angeredete «Du» darf nicht mit einem ausserweltlichen Mann-Gott verwechselt werden.

Das religiöse Ja-Sagen zum Leben — Albert Schweitzers «Ehrfurcht vor dem Leben» — ist «paradox» (Kierkegaard), weil es gegen die missliche Erfahrung des moralischen Uebels und des Bösen anstösst. Platon hat die dialek-

tisch-logische Grundlage für dieses «paradox» bewiesen: Das Nichtseiende (zum Beispiel die Lüge) ist nicht weniger seiend als das Sein. Auch die Negationen des Seins **sind**. Bei Buddha wird an der Erfahrung des Nichtseins in Uebel, Krankheit und Tod das Absolute transparent.

Das «Gefühl schlechthinniger Abhängigkeit vom Ganzen» (Schleiermacher) ist zugleich der schlechthinniger Freiheit von der Abhängigkeit an das Einzelne, das unsern triebhaften oder moralischen Wünschen zuwider läuft (Vgl. Luthers «Freiheit eines Christenmenschen»).

Das Absolute kann an irgend einem relativen **Anlass** offenbar (evident) werden. Wird nun irgend ein solcher Anlass der religiösen Einsicht verabsolutiert, als ob nur dank ihm der Mensch religiös gläubig werden könnte, dann ist das Vorurteil, der Aberglauben geschaffen. Statt der Religion entstehen geschichtlich überlieferte Kirchen.

Paulus ist ein Musterbeispiel dieses grundsätzlichen Widerspruchs. Indem er die christliche Kirche gründet,